

(Nachdruck verboten.)

## 12] Die Brüder Zenganno.

Von Edmond de Goncourt.

Tommaso Bescapè, der nach dem Tode Stephanidas in einem blöden Hinbrüten versunken blieb und den man noch immer stundenlang auf seinem Pantomimenkoffer am Fußende des Bettes sieben sah, auf welchem seine Frau geruht hatte, weigerte sich eines Morgens von seinem Lager aufzustehen, und fortan verbrachte er sein ganzes Leben in seinem alten Ehebett, gleichsam glücklich in dem, was ihm in Gestalt dieser Ueberzüge und Kissen von dem geliebten Körper geliebt war, und was ihre träumerische Wärme wie aus dem Jenseits her aus der Vergangenheit wieder vor ihm erstehen ließ. An Zerstreuung gab es für den armen alten Schwachsinnigen nur noch eines: auf seinem Lager ausgestreckt liegend sich an dem Anblick seines phantastischen Quarenkostüms zu erfreuen, das er sich alle Tage mit neuen Silberreifen besetzen ließ.

Die Krankheit seines Vaters nötigte Gianni, die Direktion der Truppe zu übernehmen. Allein er war sehr jung als Direktor und es fehlte ihm die Autorität Leuten gegenüber, die gewöhnt waren, ihn wie ein Kind zu betrachten. Solange die Mutter lebte und der Vater im Besitze seiner Geisteskraft war, hatten diese die Herrschaft in der kleinen Karawane geführt, das Zusammenleben der Mitglieder dieses bunten Ensembles zu leiten, die Eifersucht, die Antipathien, den Reiz und das Nebelwollen in diesen einander so entgegengesetzten Naturellen fast mit einander auszuwöhnen vermocht. Stephanida in dem Fremdartigen ihrer Persönlichkeit, ihrem wenigen Sprechen, dem ruhigen, Gehorsam heischenden Befehlen ihrer ernsten Stimme und ihrer dunklen Augen übte eine Art geheimnisvolle Macht über alle aus, und wenn sie befehl, wagte niemand sich zu widersetzen. Und da, wo Stephanida sich fern hielt, ließ Bescapè seine Diplomatie des alten Italiens eingreifen. Dank seiner genauen Kenntnis der Persönlichkeiten, die er in seinen Leuten vor sich hatte, Dank seiner Gewandtheit, den geheimen Neigungen und Abneigungen dessen zu schmeicheln, zu dem er sprach und für den er in jedem einzelnen Satz ein freundschaftliches „Mio caro“ mit einfließen ließ; Dank endlich seinen klügelich eingemischten Versprechungen für eine noch in der Ferne liegende Zukunft, für erfreuliche Aussichten, die er möglichst in die Nähe rückte, und nötigenfalls selbst einigen lustigen Possengaufeleien aus seinem reichen Repertoire an derlei, erreichte er bei seinen Leuten alles, was er wollte, und vermochte sie, sich bezüglich der Versprechungen wie der Aussichten bis ans Ende aller Dinge zu gedulden. Gianni hatte diese Eigenschaft nicht von seinem Vater geerbt. Er verstand nicht, zu versprechen, und geriet, wenn er bei dem, was er wollte, auf Widerstand stieß, in Horn, jagte den Betroffenen, der ihm widerstrebt, zu allen Teufeln und ließ, was er beabsichtigt hatte, ärgerlich fallen. Ihm fehlte auch die Geduld, Vergleiche und Versöhnungen zu stiften, und ebensowenig gab er sich Mühe, dem Gekänk zwischen dem Bajazzo und dem Herkules ein Ziel zu setzen, indem er ruhig den Ingrimms beider sich steigern und zum offenen Kriege werden ließ. So manches von den Einzelheiten des Geschäfts war ihm langweilig, und er bekümmerte sich nicht, wie sein Vater getan, um die Anpreisung der Vorstellungen, da ihm die famose Begabung des alten Bescapè für Sprachen abging: eine Begabung, die es demselben möglich gemacht hatte, seine Anpreisung der Vorstellungen in den kleinen Orten der entlegensten Provinzen, in denen er sich befand, in das besondere Patois der Gegend zu kleiden, was im Süden Frankreichs eine Quelle fruchtbarer Einnahmen geworden war und über welches Süßmittel seine französischen Kollegen, die von Natur sehr wenig polyglott veranlagt sind, vor Aerger außer sich zu geraten pflegten.

Schließlich war Gianni, obwohl ein guter Kamerad und stets bereit, jedem und allen gefällig zu sein, den Mitgliedern der Truppe nicht sympathisch; sie hatten eine gewisse unbestimmte, unwillige Empfindung bezüglich seiner, als ob er irgend einen Plan im Kopf trage und bei sich erwäge, den er ihnen verberge, und unter der Geneigtheit zu allerlei

Nachlässigkeiten, die sie bereits zutage treten ließen, bemächtigte sich ihrer das Gefühl, daß der junge Direktor es „nicht lange machen werde“ in seiner Direktion.

Die Hände Giannis waren selbst zu der Zeit seiner Mühe unablässig beschäftigt und agierten rastlos um ihn her. Gleichsam unwillkürlich und beinahe unbewußt ergriffen sie die Gegenstände in ihrem Bereich und plazierten sie auf den Hals einer Flasche, auf eine äußerste Ecke, auf eine Stelle ihrer Oberfläche, auf der sie sich vernünftigerweise nicht halten konnten, und bemühten sich vergeblich, sie dort und in dieser Lage ein paar Augenblicke verharren zu lassen; seine Hände waren beständig bemüht, die Gesetze der Schwere aus ihrer Ordnung zu bringen, die Bedingungen des Gleichgewichtes zu durchkreuzen, der ewigen Gewohnheit der Dinge, auf ihrem Untergrunde oder ihren Füßen zu stehen, Gewalt anzutun.

Dann wieder brachte er lange Zeit damit zu, ein Möbel, einen Tisch, einen Stuhl umzudrehen und wieder und wieder umzudrehen, nach allen Richtungen hin und mit einer so neugierigen, so vertieften Forscheriemene, daß sein kleiner Bruder neugierig in ihn drang:

„Sag' doch, Gianni, was machst Du denn da, was hast Du vor?“

„Ich suche!“

„Was suchst Du denn?“

„Ah, nichts!“ Und kopfschüttelnd flügte Gianni für sich selbst hinzu: „Nein, weiß der Teufel, ich finde es im Leben nicht!“

„Aber was denn? Sag', sage es mir doch, bitte, sage es mir!“ flehte Nello mit dem langen langgezogenen klagenden Finale eines bittenden Kindes, das etwas wissen will.

„Wenn Du größer bist . . . jetzt verstehst Du es noch nicht . . . geh, laß mich, Brüderchen, ich suche auch für Dich!“

Mit diesen Worten sprang Gianni auf einen kleinen viereckigen Tisch, so daß er aufrecht auf demselben stand, und rief seinem Bruder zu:

„Attention, Brüderchen! Siehst Du das kleine Beil dort in der Ecke? Nimm es . . . gut! Es ist recht. . . Nun hau' damit aus voller Kraft auf dies Tischbein hier, dies rechts!“ — Das Tischbein zerbrach unter Gianni, der aufrecht auf dem invaliden Tische stehen blieb. „Nun das andere Bein, dies hier links!“ Das zweite Bein wurde abgeschlagen, und Gianni hielt sich durch ein Wunder des Equilibres noch immer auf dem Tisch, dem beide vordere Füße fehlten. „Ah! Ah! Ah! Ah!“ bealctete Gianni in Artistenweise sein Balancement. „Recht — da liegt der Hase im Pfeffer, jetzt, Brüderchen, kommts darauf an, den dritten Fuß wegzuhauen.“

„Den dritten Fuß?“ fragte Nello ein wenig zögernd.

„Ja, den dritten; ihn aber mit ganz kleinen Schlägen — und einem derben Schlag zuletzt, der ihn seiner Wege schießt.“ — Unter diesen Worten, und während der dritte Fuß im Begriff war, sich loszulösen, sah Gianni aus der äußersten Ecke des Tisches Posto, oberhalb des einzigen noch festen Fußes.

Das dritte Bein fiel, und Nello sah die Tischplatte horizontal auf ihrem einzigen Bein stehen bleiben, gehalten von den beiden Fußstiven seines Bruders, dessen Körper, ebenso viel auswärts von dem Tische als oberhalb desselben, balancierend hin und her schwankte.

„Schnell spring zu mir empor . . .“ schrie Gianni seinem jüngeren Bruder zu, aber schon rollten Tisch und Equilibrist auf dem Boden.

Zuweilen verharrte Gianni unbeweglich in halb erhobener halb niedergekauert Haltung vor einem Gegenstande, das eine Knie am Boden, das andere aufgerichtet und beide Hände übereinandergelegt auf dasselbe gestützt, — verharrte so in einer Unbeweglichkeit, daß Nello voll Respekt vor dem tiefen Nachsinnen des Bruders sich ihm näherte ohne zu wagen, ihn anzureden, und nur ein leises Anstreifen mit seinem Körper, ähnlich wie ein Tier zärtlich seinen Kopf am Menschen reibt, um seine Aufmerksamkeit wachzurufen, ihm zu erkennen gab, daß er da sei. Gianni, ohne sich umzuwenden, legte sanft seine Hand auf des Knaben Kopf und zog den jüngeren Bruder durch einen leisen Druck an seine Seite nieder, noch immer den Gegenstand seines Nachdenkens aufmerksam betrachtend und die Hand zärtlich auf den Boden des Kindes ruhen lassend, bis er endlich, seinen Bruder in

Die Arme schliefend, sich kopfschüttelnd abwandte mit den Worten: „Nein, so ist's nicht möglich!“

Dann rollte er sich munter mit Kello im Grase umher, wie ein großer Neufundländer, der spielend sich mit einem Möpschen wälzt, und unwillkürlich brach es dabei aus seinem Munde hervor, ohne daß er die Worte an seinem Bruder zu richten beabsichtigte, oder glaubte, von diesem verstanden zu werden: „Na, ja, Brüderchen . . . eine neue Produktion . . . ein Stück, das man erfinden müßte . . . eine Biessie für sich, weiß Du . . . eine Biessie, die in Paris auf den Affischen den Namen der Brüder . . .“ und sich plötzlich unterbrechend und als wüßte er, Kellos Gedanken von dem Gehörten abzulenken, ergriff er ihn rasch und ließ ihn hurtig ein Duzend tausender Kopfüber machen, in deren Wirbel der Knabe die Hand Giannis wie die Hand zugleich eines Bruders und eines Vaters stets schützend an seinem Körper fühlte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Fronleichnam.

von  
Georgesecomte.

Mit wahrer Inbrunst fangen die Bewohner von St. Gregor das Lob ihres Pfarrers, Herrn Satigny's.

„Sein schönes, reines Antlitz, das stets ein Lächeln mystischer Freude zu tragen scheint, läßt glauben, daß ihm all das Leid, dem er Trost spendet, nichts anhaben kann,“ pflegte in ihrer gewundenen Manier die Frau des Katastereinnehmers zu sagen, die etwas schöngeistig veranlagt, deren lebhaftes Temperament es wohl zufrieden war, wenn ihr zartes Gewissen sich ohne weitere Gefahr von den Verirrungen des Fleisches in der Beichte reinwaschen konnte.

„Da haben Sie recht,“ bestätigte der eine Apotheker (es war der Lieferant des Landadels und der Bourgeoisie) und da er die Kirchenbücher ein wenig durchgeblättert hatte, sagte er in deren derben Stil — „in ein Grab des Schweigens ergießt sich die Fäulnis unserer verderbten Stadt!“

„Ein wahrer Heiliger, um die Seelen weiß zu waschen,“ grinste der Notar, der Materialist und Spötter war.

All dieses Lob mochte an die stillen, weißhaarigen Greisengestalten eines Kreuze erinnern. Und zu dem schwarzen Gerippe der Kirche, zu den krummen Straßen des Fledens, der einst eine befestigte Stadt voller Klöster gewesen, nun, wo es doch weder Langknechte noch Räuberbanden gab, ruhig weiter um seinen klingenden Glockenturm, in seinem Gürtel materisch verfallener Wälle hoden geblieben war, hätte diese Gestalt gepaßt.

In Wirklichkeit war Pfarrer Satigny jedoch weder so verdorren, noch so gebrechlich. Sein Gang verriet noch Kraft; in dem für gewöhnlich ruhigen Blick konnte manchmal eine ungeahnte Leidenschaft aufstauen. Wären die Bewohner des Städtchens scharfsichtig gewesen, sie hätten die inneren Kämpfe dieser Seele erraten. Da sie aber ihr Leben damit verbrachten, sich auszuspiionieren, waren es schlechte Beobachter. Wie gequält war dieser ungleiche Gang, das magere, verzerrte Gesicht! Ein Heiliger, vielleicht, der aber dennoch schwere Kämpfe mit Satan bestehen mußte. Kaum hatte er ihn durch Gebet gebändigt, so begann die Versuchung von neuem, wenn die Frauen zur Beichte kamen. Sie verließen ihn ruhigen Herzens, erleichtert, getröstet, er aber, ihr Führer, der gerade nur die Kraft besaß, seines Trösteramtes zu walten, blieb in tiefster Erregung über die Sünden zurück, die er gehört.

Dann kam es ihm oft vor, als ob die Luft der Kirche verpestet sei. Um das Gotteshaus, um sich selbst zu fliehen, rannte er barhaupt in Wind und Wetter querfeldein, eine Titanen auf den Rippen, die Augen zum unendlichen Himmel erhoben. Dort war seine Zuflucht. Die große Weite beruhigte ihn. Da gab es weder Fieber noch Versuchung. Ruhig in Blick und Haltung lehrte er zu seiner Pflicht zurück.

Einem Maler, der zu Ferien in die Gegend gekommen, fiel das Zerwühlte in des Priesters Antlitz auf.

Welch ein prächtiger Kopf voll dramatischen Wahnsinns! bemerkte er zu den Kameraden, mit denen er einen Wermut trank, als der Pfarrer eines Abends an dem Café vorbeikam, wo sie Karten spielten. . . Der alte Herr mit dem Seherblick dürfte noch mal überknappen.

Die Zuhörer nahmen diese Bemerkung aber nicht ernst. Die Frauen gingen weiter mit vollem Vertrauen zur Beichte und sündigten um so flotter weiter. Die Männer aber sahen mehr denn je eine Art Gesundheitsamt in dieser edlen Seele, die allen Schmutz der Stadt aufsammlte und reinigte.

Eine göttliche Skoate pflegte ihn der kirchenväterlesende Pflanzdrehler zu nennen.

Fronleichnamstag, am Nachmittage. Die winnigen Straßen sind mit weißen Tüchern, frischen Gewinden und Sträußchen geschmückt.

Der Magistrat hatte sich nicht entschließen können, die Prozession zu unterlagen (ist unter der Republik in vielen Städten gebräuchlich) und den Frauen die Gelegenheit zu nehmen, die wohlfrisierten Köpfe ihrer Kinder und ihre eigenen hellen Sommerkleider zu zeigen, bei welcher Gelegenheit die Schankwirte mit Limonade ein Bombengeschäft machen.

Die behänderten Mütter drängen ihre Kleinen mit den gedrehten Köden zu dem prächtig geschmückten Ruhealtar in freier Luft, wo sie eine Stunde lang vor den bewundernden Blicken der Männer und der aufgeblasenen Papas die Engel spielen, Engel allerdings, die sich die Finger in die Nase stecken. — Die Männer in sonntäglichem Stratenrod und breiten Uhrketten auf den Bänchen sitzen feierlich auf den Terrassen der Cafés und bereiten den Absinth mit noch größerer Umständlichkeit als sonst.

Plötzlich schwingen die Gloden, streuen ihre lustigen Töne durch die Schirmbretter hinunter, hüpfen und lärmern. Das Kirchentor geht auf und man hört die Orgel brausen. Im Dunkel zittern die Bergenflammen, zwischen den roten Mäulchen, weißen Chorhemden der Chorfinder, unter dem hellen Geschmetter der hohen Stimmen erscheint der samtgoldene Baldachin, unter dem die ehrwürdige Gestalt des Priesters wandelt, ganz gebeugt von der Last des festlich schweren Neßgewandes.

Wie war sein Ausdruck gequält, sein Blick erregter gewesen. Gestern hatte sich wieder eine Flut von Sünderinnen durch seinen Beichtstuhl ergossen; während sie sich heute des strahlenden Sonntags freuten, war in seinem Herzen der Bodensatz all dieses Schlammes zurückgeblieben. Während des Hochamts war das Jähzige seiner Gesten, das rauhe Zittern seiner Stimme besonders aufgefallen, doch hatte die Gemeinde das auf Rechnung der großen Hitze, der leidenschaftlichen Ueberanstrengung dieses Asketen gesetzt.

Die Gloden fingen weiter ihren Festgesang; der Zug schreitet in die Menge. Die Kerzen scheinen in dem Tageslicht zu verlöschen, der samtgoldene Baldachin jedoch, das glänzende Gewand des Priesters, die duftig blauen Spiralen des Weihrauches, die weißen Chorhemden und roten Kleider der Kinder, die tausende Rosenblätter, gleich Schmetterlingen, in die Luft streuen, sind wohl ein Bild der Freude. Sogar die Männer vor den Cafés, trotz ihrer Spottlust bezaubert, hören einen Augenblick auf, in dem Absinth umherzulöffeln.

Beim Heraustrreten aus der dunklen kühlen Kirche in den heißen Sonntag empfindet der Pfarrer einen seltsamen Schwindel, und wie sein Körper zusammenstinkt, richtet und regt sein Geist sich auf. Plötzlich schwirrt ihm ein heller Schein durch das Hirn, und seine herrliche Stimme überdönt die Festgesänge: beim Anblick der knienden Frauen, der sich neigenden Männer schreit er seine Beichtgeheimnisse tragisch heraus. — Was ihn solange verfolgt, macht sich in schrecklich wilden Worten Luft, die wie Rutenstrieche auf die Schulbigen niederfallen. Männer und Frauen, die er da brandmarkt, schreien vor Scham; sinken zusammen oder versuchen vergeblich trotzig den Kopf zu heben. Die anderen blieben gerne, um die geheimen Laster ihres Nächsten zu erfahren, deren Demütigung auszukosten, aber der Zug bewegt sich weiter; vielleicht kommt dann die Reihe an sie. So sticht alles in panischem Schrecken auseinander, und es bleiben nur die, welche nichts gebeichtet, und die sich nun wie bei einer Hinrichtung scheußlich ergöben. Außer sich, das heiße Gesicht sonnenüberströmt, schreit der Pfarrer sich heiser, erleichtert sich die Seele von all dem aufgesammelten Schmutz. Kaum können die Baldachinträger ihm folgen. Doch versuchen die Honoratioren, die in feierlicher Steifheit die Baldachinschnüre tragen, wenigstens diesem Rachegefängnis Einhalt zu tun. Sie fassen ihn am Arm, suchen dem Wahnsinnigen mit rauhen Händen den Mund zu schließen. Doch der Pfarrer reißt sich los, beißt ihnen in die Finger, und jedesmal, wenn er die Lippen frei hat, schreit er eine neue Sünde heraus. Schon hat er etlichen Frauen der ersten Bürger in den Schmutz gezogen, und der Standal scheint kein Ende nehmen zu wollen. Vergebens läßt eins der Kirchenmitglieder von Chorknaben und Gläubigen den donnernden Choral anstimmen, die rächende Stimme beherrscht den Lärm.

Da sind es etliche Männer, die, als des Priesters Blick auf sie fällt, erraten, daß nun ihre Schande an den Tag kommen soll; und sie stürzen sich auf ihn los, ohne Achtung auf seine Priesterwürde, sie fesseln ihn wie einen Unbekümmerten und schleppen ihn mit verbundenem Mund nach der Sacristei. Es war der in den Kirchenbüchern belesene Apotheker, der mit schweremütiger Feierlichkeit die Konfession in die Kirche zurücktrug.

Man spricht heute noch von diesem Vergerniß, wenn in den Cafés der Absinth gemischt wird, und die Frauen sind seitdem weniger eifrig daran, ihre Sünden zu beichten, um lustig wieder von vorne anzufangen zu können.

(Deutsch von Dr. Käthe Schirmacher.)

## Kleines feuilleton.

Rothenburg im Wandel der Zeiten. Der wunderliche Lauf der Geschichte bringt es bisweilen als seltenes Geschick mit sich, daß der Strom der forstflutenden Zeit, der erbarmungslos die Wahrzeichen alter Vergangenheit mit fortspült, über ein kostbares Fledchen Erde spurlos dahinsauscht. Dann ragt mitten hinein in das moderne Leben und Treiben ein Stück altväterlicher Vorseit, herübergrüßend aus dem Märchenlande verklungener Träume in

die so anders gestaltete Wirklichkeit. San Gimignano in Italien ist ein solcher Ort, in den blühenden Gärten der Provence liegt noch ab und zu solch eine Stätte eingebettet, von der Stimmung unberührten vergangenen Lebens fühlt man sich in der verwilderten Wäldern Südpansiens umklungen. Uns Deutschen ist Rothenburg ob der Tauber beschied, ein liebliches Wunder von romantischer Schönheit, das wie Dornröschen lange Jahrhunderte verschlafen zu haben scheint, um nun wieder mit erstaunten Augen in das Sonnenlicht zu bliden. Schon wird der Schwarm der Fremden immer größer, die nach dem fränkischen Städtchen ziehen. Die Kunde von dem Schatz, den wir besitzen, wird immer mehr Allgemeingut, und nun erscheint auch ein Wüchlein, das nach langjährigem Zusammentragen der Lokalforschung, nach den vielen Einzeluntersuchungen, die sich ganz im Stillen mit der Stadt beschäftigt, ein stimmungsvolles Gesamtbild entrollt. Hermann U h d e - V e r n a h s hat es geschrieben, und es bildet einen Band der „Stätten der Kultur“, einer neuen Sammlung von Städtebildern, die der Verlag Klinkhardt und Biermann in Leipzig herausgibt. Das alte Stadtbild des Ortes, das allfränkisch-biederer Wesen seiner Bürger, hat sich dank einem gütigen Schicksal durch die Stürme des dreißigjährigen Krieges, über die widerstandslose Besetzung und Einverleibung an das Königreich Bayern hin ohne wesentliche Veränderungen erhalten; das schreckhafte Gespenst moderner Restaurierungswut ist gnädig vorübergeschritten und hat den winkligen Gassen, den reich geschmückten Erlern und schlanken Türmen ihren stillen Reiz gelassen. Nur wenige Häuser sind in letzter Zeit außerhalb der Stadtmauer gebaut worden, deren Vollenbung schon Kaiser Albrecht geschaut hatte, und das Igl, bayerische Rentamt Rothenburg stellt heute noch Steuerlisten auf, die von denen vor hundert Jahren sich fast gar nicht unterscheiden. In graue Vorzeit reicht die Gründung des Städtchens zurück, die bald von Legende und Sage mit buntem Gerant umspinnen wurde. Römische Kolonisierung, keltische Ansiedelungen gingen voraus, bis vor einem Jahrtausend die mächtigen Quadern geschichtet wurden, die noch jetzt die Kapelle des Burggärtleins tragen. War es die „Burg der Roden“, die 1144 urkundlich erwähnt wird, oder das helle Leuchten der roten Ziegel im Abendsonnenschein, die der Stadt den Namen gaben? Kaiser Friedrich der Rotbart machte sie zur Reichsstadt, und so blühte sie in frischer, kühner Selbständigkeit heran. Aus dieser hochgemuten Stimmung der süddeutschen Städte des Mittelalters wurde Rothenburg auch die interessanteste und größte Persönlichkeit seiner Geschichte geboren, der Bürgermeister Heinrich Töppler, eine Herrschernatur, den italienischen Condottieren und Renaissance-menschen verwandt. Noch heute halten sein Haus, der Kaiserstuhl, das er sich im Taubertal als festes erbaut, und sein stiller Grabstein in der St. Jakobskirche die Erinnerung an den stolzen Mann wach und sein Geist scheint noch in der kleinen Burg umherzuwandeln, wo er mit Prunk und Pracht Kaiser Wenzel empfing und mit dem Burggrafen um Nürnbergs Burg als Einsatz würfelte. Töppler bezwang durch strenge Strafen und kühne Kämpfe die ganze Umgegend, befestigte die Stadt stark und machte sie mächtig. Sein Vermögen war so groß, daß er ganz Rothenburg hätte kaufen können. Aber von dieser stolzen Höhe herab tat er einen tiefen Fall. Die Verhältnisse wandten sich gegen ihn, der Rat setzte ihn gefangen und ruhmlos ist er gestorben, hingerichtet im dunklen Verlies oder vielleicht durch das Gift endend, das ihm ein armes Judenmädchen zum Dank für einstmalige gute Behandlung zugesteckt haben soll. Blutige Fehden und Kämpfe durchtobten die Gassen des Städtleins, mit ihnen wechselten Feste und Tanz. Der Geist religiöser Gärung, den die Reformation herauf-führte, breitete seine dunklen Wolken über die eben noch so heiterfröhliche Stadt. In den Wirnissen des Bauernkrieges hat Rothenburg auf der Seite der Aufständischen gestanden; mit dem Schicksal des schwarzen Florian Geber ist es eng verknüpft und taucht in Hauptmanns Drama als blutiger Rahmen seines dunklen Schicksals auf. Als der siegreiche Markgraf von Brandenburg am 28. Juni 1626 in Rothenburg einzog, da wurden so viele geköpft, daß es „die steile Schmiedgasse herunterran wie ein blutiger Bach“. Plünderungen und Einquartierung, das war das Los für lange Zeit. Im dreißigjährigen Kriege kam der grimme Tilly und wie durch ein Wunder nur wurde Untergang und Tod von der Stadt abgewendet. Die „wunderbare und merkwürdige Errettung“ soll der Altbürgermeister Ruch durch jenen gewaltigen „Reiserttrunk“ bewirkt haben, den die Sage so romantisch ausgestaltet hat und um den der biederer Glasermeister Adam Förder in unseren Tagen das alljährlich gepielte (sehr lederne) Rothenburger Pfingstfestspiel geschrieben. . . . Und Rothenburg schlief allmählich wieder ein. Hinter den dichten Buchenwäldern, die zwischen seinen Türmen und der breiten Heerstraße von Ansbach nach Würzburg wie eine schühende Mauer standen, lag es versteckt und eine kleinstädtisch beschränkte Kultur entfaltet sich allmählich. Die „ratsfähigen“ Familien sonderten sich von den anderen streng ab; die Töchter des Bürgermeisters hatten ihren ganz besonderen Stolz. Aus diesem verschwiegenen, eng umgrenzten Leben und Treiben ist Rothenburg erst spät aufgeweckt worden. Als die Romantiker die Schönheit altheußerer Kunst entdeckten und begeistert durch Nürnbergs Straßen wanderten, schlummerte Rothenburg seinen Märchenschlaf weiter. Platen kam mit der Sehnsucht nach Italien im Herzen in dies verstorbene Serulanium aus dem Mittelalter und tadelte das unausstehliche Pflaster und die Leerheit auf den Gassen. Erst Ludwig Richter

hat dies romantische Wunder entdeckt und sich hier wie im Märchenlande gefühlt. Nach ihm kam das Völkchen der Genremaler, die mit Schwinds sinnigen Augen sahen; es kamen die Dichter, um von Rothenburgs Schönheit zu singen. Gottfried Keller ahnte, daß er hier ein schöneres Sedwyla hätte finden können, und besagte, es nicht zu kennen. Paul Heyse hat hier die Stimmung für eine seiner schönsten Novellen, Wilbrandt den Rahmen für einen seiner farbenprächtigsten Romane gefunden, und keinen begeisterteren Lobfinger fand Rothenburg als die feinsinnige Amerikanerin Vernon Lee, die Schülerin Walter Paters.

**Kunst.**

Nach „Japan und Indien“ führt die Kollektion des Budapester Malers Gyula Tornai, der bei Keller und Reiner ausstellt. Der Künstler, der exotische Länder bereist, hat von vornherein einen schweren Stand. Man ist mißtrauisch. Die Gefahr liegt nahe, daß das Stoffliche überwiegt, daß der Maler Illustrationen liefert und die Rolle des Photographen übernimmt. Das Künstlerische liegt nicht in dem Außerordentlichen, Entlegenen; das überlasse der Künstler den Entdeckungsreisenden; im Nahen, Alltäglichen entdeckt er die feinsten Reize.

Wenn man den großen Saal betritt, so ist der erste Eindruck: welche Farbenfülle! Man ist gebendet. Und zugleich merkt man, wie wenig künstlerisch diese Fülle gebändigt und benutzt ist. Hart und rauh stehen die Farben beieinander; geleckte, glatte Malerei; die Buntheit der Naturfarbenphotographie.

So vergißt man bald den Maler und hält sich an das Stoffliche und die phantastischen Länder. Japan und Indien nehmen den Betrachter mit allen Sinnen gefangen. Welch eigentümliche Länder! Eine Fundgrube für den Maler. Reich, charakteristisch, prunkend und grazios in den Erscheinungen. Kunst ist hier Leben und die farbigsten Träume werden hier sichtbares Ereignis. Das ist der Gewinn.

Da schweben leichte Bambusbrücken über schmale Flüsse, von Wiese zu Wiese sich spannend. Die farbenprächtigen Gewänder der Spaziergänger schillern wie Schmetterlinge und fallen in so wundervoll leichter und doch eindrucksvoller Bewegung. Tängerinnen zeigen ihr grazioses Gliederspiel vor grotesk-phantastischem Hintergrund und so scheint alles Spiel, Farbe, zudende Bewegung. Rote Holzhäuschen lugen aus grünem Waldbüschel. Weiße, violette, gelbe Blütenbüsche hängen in schwerer Pracht. In den Tempeln der Reichtum der plastischen und architektonischen Form und der Prunk der Farben. Bei den Indern alles tieffarbig, mystisch, schwer; bei den Japanern alles geistreich, grazios, prickelnd.

Und so sagt man sich: wie plump hat dieser Europäer all diese Schönheit gesehen, wie geistlos hat er diese Grazie vergrößert.

Im Lesesaal der Bibliothek des Kunstgewerbe-museums ist eine kleine Ausstellung zu freiem Besuch eröffnet, die uns mit einem Schläge nach Alt-Berlin führt. Sie ist Th. Hofmann († 1876) gewidmet und bringt Zeichnungen, graphische Blätter, Buchillustrationen dieses Künstlers, der in einer Zeit verstiegener Romantik instinktiv seiner Gegenwart treu blieb. Schüler von Cornelius und Schadow in Düsseldorf, siedelte er nach Berlin über und hat uns hier in kleinen Blättern das Leben dieser Zeit aufbewahrt; das kleine, alltägliche Leben. Sonntagsreiter, Straßenverkäufer, Jahrmarktsgenen. Speziell das Leben der kleinen Leute ist Gegenstand seiner Kunst. Geviß, es ist viel Epiehbürgerliches in seiner Art; speziell uns erscheint jetzt diese Note vorherrschend. Man darf gewiß nicht leugnen wollen, daß diese Farben oft geschmacklos, daß diese Linien zimperlich und schablonenhaft sind. Das Sittengeschichtliche überwiegt und man mag das ruhig betonen. Immerhin war hier ein Anfang; sogar ein Anfang zu etwas Größerem, zu einer Karikatur eigener Art, die diesen Berliner Typen der Vergangenheit zugrunde liegt. Und daß auch die Grazie nicht ganz fehlt, das zeigen jene Buchillustrationen, in denen zierliches Rankenwerk die Bildchen lustig umspinnt. e. s.

**Musik.**

Die Lorching-Oper beschenkt uns Schlag auf Schlag mit Bereicherungen ihres Repertoires. Am Donnerstag brachte sie Verdis „Rigoletto“. Allerdings erinnerte uns die Auf-führung wiederum an die Nöte eines lediglich mit eigenen Mitteln ringenden Idealismus. Die ganz großen und die nur der Unterhaltung dienenden Theater haben mit einander den Vorteil gemein, daß sie ganz wenige Stücke gemächlich einstudieren und dann auf lange hinaus im Repertoire ausnützen können. Bühnen dagegen, welche wirkliche Kunst pflegen, aber nicht das Glück einer fürstlichen oder städtischen Unterstützung genießen, müssen ihr Publikum fortwährend mit Neuem versehen und können deswegen nicht an Durch-arbeitung und künstlerischer Vertiefung das erreichen, was sie wahr-scheinlich sofort in der Hand haben würden, wenn's nicht den atem-losen Kampf ums Dasein gälte. Kaum hatte die Lorching-Oper eine Neueinstudierung von Mozarts „Entführung aus dem Serail“ herausgebracht mit viel künstlerischem Verdienst, wenn auch ohne den eigentlichen Zug Mozartscher Opernmusik, so lud man sich abermals eine schwere und spezifisch anspruchsvolle Aufgabe auf. Der „Rigoletto“ ist eine von den weltbekanntesten älteren Opern Verdis, welche bereits über den Leiergesang zu einer wirklichen Dramatik hinaufstreben. Nun schildert gerade dieses Stück den Kontrast zwischen dem gewissenlosen Wohlleben des Fürsten, der sich vergnügt, und der Tragik dessen, was hinter der lustigen Außenseite

stedt. Da heißt es, die virtuoseste Leichtfüßigkeit mit schwerblütigstem Ernste vereinigen. Unseren wackeren Künstlern gelingt das Wichtige besser als das Tändelnde. So hatte denn auch die Darstellung des Hofnarren, dem das fürstliche Schicksal das Leben seiner Tochter raubt, ihre Stärke im Tragischen. Direktor Max Garrison überraschte uns in dieser Rolle nicht nur durch eine leidenschaftliche Bucht, sondern auch durch den Glanz seiner Baritonstimme in der mittleren Lage, während die hohen Lagen wohl noch eines anderen Anlasses bedürfen. Ueber der Aufführung lag wenigstens anfangs ein etwas gedrückter Ton. Die drei Frauenpartien waren gesangstechnisch wohl am besten daran. Nicht nur Cilla Prussin sang die Tochter des Narren auffallend gut, sondern auch Nellh Bondi und Selma Haferkorn in kleineren Rollen machten uns auf weiteres gespannt. Von den Sängern könnten wir ebenfalls manches Gute melden. Die dankbare Tenorpartie des vergnügten Herzogs verunglückte dagegen. Daß dem Publikum auf die Dauer der verspätete Anfang usw. nicht mehr zugemutet werden darf, weiß die Direktion wohl selber. Aber nochmal: wir freuen uns über den künstlerischen Idealismus des Vorhingtheaters.

**Astronomisches.**

Die Veranschaulichung der Entfernungen im Weltraum. Das Begriffsvermögen des Menschen ist zu sehr von seiner Umgebung abhängig, als daß es über den Bereich seiner eigenen Erfahrungen weit hinaus gehen könnte. Namentlich ist er im räumlichen Vorstellungsvermögen in dieser Hinsicht beschränkt. Er kann sich nicht viel über die Verhältnisse erheben, die ihm die Erde darbietet. Es ist schon außerordentlich schwer, sich die Entfernung nach dem Monde einigermaßen deutlich zu veranschaulichen und der Abstand der Erde von der Sonne ist für unsere Vorstellungskraft entschieden transzendent. Man kann nur durch gewisse Kunstgriffe versuchen, diese oder gar noch größere Entfernungen im Weltraum mit greifbaren Längenmaßen zu vergleichen. Dazu führt uns eine hübsche Berechnung, die ein Mitarbeiter des „Kosmos“ aufstellt. Er setzt für eine Strecke von 1000 Meilen die Länge von 1 Millimeter ein und berechnet verschiedene Längen und Entfernungen im Weltraum nach diesem Maßstab. Der Durchmesser des Mondes würde dann ein  $\frac{1}{2}$  Millimeter sein, der Durchmesser der Erde  $\frac{1}{10}$  Millimeter. Die Entfernung des Mondes von der Erde  $\frac{9}{10}$  Zentimeter, der Durchmesser der Sonne  $34\frac{1}{2}$  Zentimeter und der Abstand der Sonne von der Erde schon 37 Meter. Diese Größenangaben können sehr wohl eine Vorstellung vermitteln. Man würde sich also die Erde als winziges Schrottkorn und die Sonne als eine Kugel etwa von Kugelhöhe und diese beiden Körper in einem Abstand von 37 etwas großen Schritten zu denken haben. Trotzdem als Ausgang das Millimeter als die kleinste Länge, die außerhalb mikroskopischer Messungen zur Anwendung kommt, angenommen worden ist, stellen sich doch Schwierigkeiten ein, wenn wir uns aus dem Sonnensystem hinaus begeben. Von der  $1\frac{1}{2}$  Millimeter dicken Erde ist nämlich der nächste Fixstern im Sternbild des Centauren schon 4632 Kilometer entfernt, also etwa soweit, wie es von Berlin nach der Südküste von Arabien ist. Der große Fixstern Sirius ist dann gar 32 200 Kilometer von der Erde entfernt, was etwa einer Reise um die Erde in der Breite von Berlin entspricht, und der Polarstern sogar 70 000 Kilometer. Man sieht also, wie man doch auch beim Zusammendrücken von 1000 Meilen auf 1 Millimeter bald in Schwierigkeiten kommt.

**Erziehung und Unterricht.**

Unterstütze den Tätigkeitsdrang deiner Kinder! Du hast deinem Kinde die Spielsachen zurechtgelegt und wendest dich deiner Hausarbeit zu. Aber dein Kind bleibt nicht bei seinem Spielzeug. Es bleibt dir auf den Fersen, es will gerade immer das tun, was du tust, es will mit dir ausklopfen, fegen, wischen, Karzoffeln schälen, einholen, kochen. Und du wirst böse darüber: „So ein unzufriedenes Kind, da hat es die schöne Puppe und die schöne Puppenküche und den Waukasten; aber anstatt damit zu spielen, krabbelt es um mich herum und stört mich bei der Arbeit.“ Das ist gewiß nicht angenehm, denn du hast viel zu tun; aber der Schaden ist doch nur gering im Vergleich zu dem Schaden, den deine Unfreundlichkeit beim Kinde anrichtet. Daß es über die Schelte weint und trotzdem nicht bei seiner Puppe bleibt, und daß du nun erst recht böse wirst, das ist noch nicht das Schlimmste. Wohl aber, daß du einen herrlichen, schönen Trieb bei deinem Kinde, statt ihn durch Sonnenschein zu entwickeln, durch Kälte und Nagel erdöstest. Das Kind spielt nicht, um zu spielen, wie du meinst, sondern das Kind arbeitet, indem es spielt, es will durch sein Spiel ebenso nützliche Arbeit verrichten, wie du durch deine Hausarbeit. Das Kind lernt aber am meisten durch das Beispiel. Wenn es sieht, wie du tätig bist, so will es das gleiche tun, weil es instinktiv fühlt, daß das jetzt die nützlichste Arbeit ist. Darum sollst du dein Kind nicht durch Unfreundlichkeit und Gewalt davon abhalten, dir zu „helfen“, sondern du sollst diesen Tätigkeitsdrang des Kindes unterstützen. Gib deinem dreijährigen Töchterchen einen Wischlappen und lasse es einen Stuhl reinigen. Und dann sieh das eifrige Gesicht deines Kindchens an, und wenn dir dann nicht das Herz aufgeht über den Eifer und über die Schaffensfreude, wie sie aus Miene und Haltung sprechen, dann bist du keine richtige Mutter. Wir Sozialdemokraten sehen in der „Arbeit“ etwas

Großes, Schönes. Sie ist die Erhalterin der Gesellschaft. Sie so schön und edel zu gestalten wie nur möglich, das ist unser Ziel. Du kannst deinen Teil mit dazu beitragen, wenn du deinem Kinde Achtung vor der Arbeit beibringst. Nicht Achtung im bürgerlichen Sinne, nicht um es zum Arbeitssklaven zu erziehen, sondern im sozialistischen Sinne, indem du an und bei der Arbeit den Geist und die sittlichen Tugenden in deinem Kinde entwickelst. So hat es Pestalozzi's Verstand gemacht; sie ließ ihre Kinder spinnen, aber „ihre Seelen tagelöhnern nicht“, denn Gertrud sitzt bei ihnen und hilft ihnen und erzählt ihnen dabei. Sie ist der gute Kamerad der Kinder, und die Augen der Kinder strahlen.

Aus dem pädagogischen Werkbüchlein Die Mutter als Erzieherin von Heinrich Schulz. Verlag: J. G. W. Dietz Nachf.

**Humoristisches.**

— Prinzen-Erziehung. „Welche Gewürze, Hoheit, kommen aus Indien?“ — (Der Prinz nießt.) — „Sehr richtig, Hoheit, der Pfeffer.“

„Nun, wie hieß der Windgott der alten Griechen?“ — „Ach, ah...“ — „Sehr richtig, Hoheit, Aeolus.“

— Stimmt. „... Ach, weißt Du, gar so viel wissen ist nicht nötig, um den Leuten zu imponieren. Es genügt schon, wenn man alles besser weiß.“

— Der strenge Hausherr. „Hören Sie mal, Herr Lehrer, wenn Sie sich schon Drillinge anschaffen, dann sorgen Sie wenigstens dafür, daß sie gleichzeitig schreien!“

(„Fliegende Blätter“.)

**Notizen.**

— Der Chamisso-Abend, der am Sonntag, den 17. November, 8 Uhr, im Schiller-Saal, Charlottenburg, stattfindet, wird durch einen Vortrag von Professor Dr. Eduard Engel eingeleitet. Eintrittskarten zum Preise von 50 Pf. einschließlich Garderobe und Programm im Schiller-Theater, Charlottenburg.

— Felix Weingartner wird an Stelle Mahlers, der, wie alle gutpensionierten deutschen Künstler, Amerika abgrasen will — trotz seiner angeblichen Abneigung gegen den Opernbetrieb — die Leitung der Wiener Hofoper übernehmen.

— Die Wiener Freie Volksbühne, die vor einem Jahre gegründet wurde, zählt, wie auf der jüngst abgehaltenen Generalversammlung mitgeteilt wurde, 8520 Mitglieder. Das Bedürfnis einer Volksbühne ist in der „Theaterstadt“ Wien trotz der vielen Bühnen um so größer, da noch nie der Versuch gemacht wurde, eine wirkliche Volksbühne zu schaffen. Die Freie Volksbühne will im nächsten Monat das Werk eines jungen Autors und dann Restroys „Freiheit in Strahwinkel“ sowie Hebbels „Diamant“ herausbringen. Bei Zunahme des Mitgliederstandes werden zwei Aufführungen im Monat sowie Abendaufführungen geplant.

— Das von der dänischen Zensur verbotene Drama „Karen Vornemann“ von Hjalmar Bergström erlebte am Dienstag in Christiania seine erste Aufführung, und zwar am Fahlströms Theater, das in künstlerischer Hinsicht mit dem Nationaltheater wetteifert. Alle Plätze waren lange vor Beginn der Vorstellung ausverkauft. Das Drama wie seine Aufführung fanden allgemein lebhaften Beifall. Von der „Objektivität“ des Stückes scheint man in Norwegen nichts bemerkt zu haben. Das konservative „Morgenbladet“, das seine Leser allsonntäglich mit einem religiösen Leitartikel zu speisen pflegt, schreibt: „Wir haben in unserem Lande keine Zensur dänischer Art, und nachdem „Karen Vornemann“ das Licht des Tages und der Bühne gesehen hat, sind wir geneigt zu meinen, daß es so gut ist. Das merkwürdige Verbot wäre ganz unerklärlich, wenn man nicht wüßte, wie oft die beste Absicht sich an den unglücklichsten Mitteln vergeist.“

— Prof. Koch über die Schlafkrankheit. Prof. Koch, der mutige Erforscher der Schlafkrankheit, der von seiner afrikanischen Expedition kürzlich zurückkehrte und inzwischen auch amtlich als hervorragender Mitbürger („Erzelenz“) anerkannt worden ist, veröffentlicht in der „Deutschen medizinischen Wochenschrift“ den noch aus Afrika datierten Schlussbericht über seine Forschungen. Um den Verbreiter der gefährlichen, in afrikanischen Sumpfgeländen einheimischen Seuche — die Tsetsefliege (glossina) — zu vernichten, schlägt Koch Abholzungen und Beseitigung der Nistrierte der Fliege — der Strobdile — vor. Als spezifisches Medikament gegen die Krankheit hat Koch das Atoyyl bewährt gefunden.

— Der Plan der belgischen Südpolar-expedition gilt, wie aus Brüssel berichtet wird, als gescheitert; die Regierung hat die Leistung finanzieller Beihilfe abgelehnt und so muß der Plan aus Mangel an ausreichenden Mitteln fallen gelassen werden. In der Presse wird die Haltung der Regierung in dieser Angelegenheit wissenschaftlicher Forschung sehr bitter getadelt. Chadleton, der kürzlich London verlassen hat, um von Neu-Seeland aus nach dem Südpol aufzubrechen, wird nun voraussichtlich die Früchte der Arbeit pflücken, die die frühere belgische Südpolarexpedition geleistet hat.